834588
I2U141

UNIVERSITY OF ILLINOIS
LIBRARY

Class Book Volume
834 S88 DW41

Ja 09-20M

Theodor Storm.

Einige Züge zu seinem Bilde

von

Johannes Wedde.

Hamburg,
Verlag von Hermann Grüning.
1888.

834588
DW41

834/88
DW41

Not Selected for Humanities Preservation Project

Vorwort.

„Nicht ruhmbringende Großthaten“, sondern ein „nützliches“ nationales Stillleben hat uns Kaiser Friedrich's Proklamation in Aussicht gestellt. Möge diese Ankündigung in vollstem Maße zur Wahrheit werden! Unser Dichten und Trachten wurde seit fast fünfundzwanzig Jahren so ausschließlich durch jene ruhmbringenden Großthaten in Anspruch genommen, daß ein Zustand eingetreten ist, der schon lange nicht mehr nützlich genannt werden kann. Vom gemeinen materiellen Nutzen soll dabei nicht die Rede sein; ob unsere ökonomische Position sich in solider Weise gehoben hat, ist eine Frage für sich, die je nach dem Standpunkte des Beurtheilers verschiedene Antwort findet. Darüber aber kann keine Meinungsverschiedenheit statthaben: Auf dem Gebiete der feineren Kulturpflege haben wir im letzten Vierteljahrhundert mindestens keine entsprechenden Fortschritte gemacht. Das Schöne und das Wahre haben in der Ecke stehen müssen. Es ist sehr nützlich für unseren und unserer Nachkommen höheren Lebensgenuß, in dieser Beziehung recht bald eine Aenderung eintreten zu lassen.

Wird der aufblühende Frühling uns einem neuen Frühling des deutschen Geisteslebens ein wenig näher bringen, wenn auch nur, indem er die lebensfeindlichen Dämonen etwas in den Hintergrund drängt? Das Hoffen ist uns nicht versagt, und in dieser Hoffnung fordern wir „Alles, was da liebt den Sonnenschein“,

163932

auf, das Seine zu thun, um an dieser Wendung zum Besseren mitzuwirken. Was kann ein Jeder dazu thun? Sich statt des öden Amüsements ernster, wirklicher Freude zuwenden. Als einen Rosengarten solcher Freude empfehlen die nachstehenden Blätter die Dichtungen von Theodor Storm. Wohl kennt und nennt man ihn unter den Besten der Gegenwart mit und neben Anderen, die weit weniger als er gerade geeignet sind, neuen Geistessiegen in unserem Vaterlande die Wege zu bereiten. Hier aber soll besonders auf Das hingewiesen werden — freilich nur in ganz kurzer Andeutung — was ihn als Vorläufer künftiger Sonnentage unseres Volkes auszeichnet, und ihn deshalb mehr als alle seine Genossen werth macht, Freudebringer zu sein für Alles, was heut zu Tage noch zwischen Königsau und Bodensee zur Partei der Rose und der Nachtigall gehört.

Drüsen, Osterabend 1888.

Johannes Wedde.

Theodor Storm.

Der Nebel steigt, es fällt das Laub;
Schenk' ein den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden!

Und geht es draußen noch so toll,
Unchristlich oder christlich,
Ist doch die Welt, die schöne Welt,
So gänzlich unverwüstlich!

Und wimmert auch einmal dein
Herz, —
Stoß an, und laß es klingen!
Wir wissen's doch, ein rechtes Herz
Ist gar nicht umzubringen.

Der Nebel steigt, es fällt das Laub;
Schenk' ein den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden!

Wohl ist es Herbst, doch warte nur,
Doch warte nur ein Weilchen!
Der Frühling kommt, der Himmel
lacht,
Es steht die Welt in Veilchen.

Die blauen Tage brechen an,
Und ehe sie verfließen,
Wir wollen sie, mein wackrer Freund,
Genießen, ja genießen.

„Oktoberlied" hat der Dichter dies schöne Gedicht genannt. Man hat aber auch in anderen Monaten Veranlassung genug, sich an demselben zu stärken und aufzufrischen. Wer ein Freund des Lichtes und des Herzens ist, für den regieren die grauen Herbsttage oft genug, während da draußen bei den Thieren und Pflanzen Frühling und Sommer ihre Pracht entfalten, und er braucht einen tröstlichen Hinweis auf künftige Veilchen- und Rosenzeiten so dringend, wie nur irgend Jemand, den die Trübe des äußeren Herbstes niederdrückt. Gerade während der letzten Jahre durfte Mancher im deutschen Vaterlande sich andauernd so spätherbstlich oder winterlich angemuthet fühlen, daß ihm die Beschäftigung

mit einem auserwählten Herold kommender Lenze zur wahren Erquickung gereichen mußte. Ist jetzt vielleicht — nach Luther's lieblichem Ausdruck — „der Frühling hart vor der Thür", so wird man den Lenzherold nur um so fester halten, damit er uns in das neue Reich des Schönen und der Freude einführe. An solche Leser besonders wenden sich die nachfolgenden Hinweisungen auf Storm's dichterisches Schaffen.

Bekanntlich hat Theodor Storm im letzten Herbst seinen siebzigsten Geburtstag gefeiert. Wir begrüßen in ihm einen Genossen jener älteren Dichterschaar, deren Auftreten und Berühmtwerden vor die große Umgestaltung fällt, die unser Vaterland in den sechsziger Jahren durchzumachen hatte. Im Allgemeinen muß man mit einer gewissen Wehmuth auf diese Veteranen blicken; denn, wie nicht zu leugnen ist, es fehlt an einem ebenbürtigen Nachwuchs, der in den letzten zwanzig Jahren aufgetreten wäre, und was von älteren Dichtern in die Gegenwart hinein gelebt hat, — nun das ist, oder war, eben meistens alt geworden, zum Theil recht alt. Storm macht eine Ausnahme. „So frisch blüht sein Alter wie greisender Wein" — dies Wort Arndt's paßt auf ihn. Im Jahre 1847 erschien seine erste Novellette — „Marthe und ihre Uhr", volle vierzig Jahre später veröffentlichte er sein ausgezeichnetes Novellenpaar: „Bei kleinen Leuten." Und wie stellt sich das Verhältniß dieser beiden Produktionen zu einander? Der dreißigjährige Dichter erscheint als Anfänger, der noch unsichere Tritte thut, der siebzigjährige als der vollendete Meister, auf der Höhe des Könnens angelangt, seine Gestalten formend und belebend, ohne daß ein Zittern, eine Unsicherheit abnehmender Kraft ihn beirrte. „Könnt Ihr merken an den Stärken dieses Arms, wie lang er hat gefochten? Dem das Alter nicht den Psalter hat entwunden, sondern neu umflochten?" Das gilt für Storm sogar noch mehr als für Goethe; denn mit keinem Zuge von Greisenthum in Dem, was er produ-

zirt, braucht er die Fortdauer seiner Produktivität zu erkaufen. Eine ununterbrochene Steigerung der Meisterschaft leitet durch alle Jahrzehnte herauf von dem anmuthigen, doch noch etwas zaghaft vorgetragenen Stimmungsbilde zu dem, voll tragischer Wucht, den Leser überwältigenden Roman. Ein merkwürdiges Beispiel der sera iuventus, die Tacitus dem deutschen Stamme nachrühmt.

In dieser stetigen Entwickelung des künstlerischen Schauens und Schaffens liegt das Spannende und Auszeichnende von Storm's Leben. Sein Gang durch die äußere Welt ist im Ganzen ein ruhig glücklicher, ohne viel prägnante Ereignisse, abgesehen von einem besonders schmerzlichen Verlust, und von einer mehrjährigen faktischen, nicht formellen, Verbannung aus seiner Heimath durch die Dänenherrschaft. Hans Theodor Woldsen Storm wurde am 14. September 1817 zu Husum geboren als erster Sohn des erst 1864 verstorbenen Advokaten Johann Kasimir Storm und der Frau Lucia Storm, deren Familienname den Dichter als dritter Vorname begleitet. In behaglichen Verhältnissen, unter lauter liebenswürdigen Eindrücken, wuchs der Knabe auf, beeinflußt namentlich — wie auch einst der Knabe Goethe — durch die großelterlichen Traditionen der mütterlichen Seite. Die Woldsen's, sowie die Vorfahren seiner Muttermutter, die Feddersen's, waren altbegüterte Kaufmannsfamilien, Angehörige des Patriziats des kleinen Seehandelsplatzes, welcher auch einmal, im sechszehnten Jahrhundert, eine nicht unbedeutende Rolle im Verkehr der Nationen gespielt hat, und in Storm's Jugendzeit noch entsprechende vornehme Erinnerungen bewahrte. Des Knaben glückliches Naturell verhinderte, daß dieser Einfluß trübend auf seinen Sinn für das Natürliche und Volksthümliche gewirkt hätte. Das tiefe innere Wohlgefühl, das eine wirklich edle Familientradition verleihen kann, wurde ihm zu Theil, machte ihn aber keineswegs mattherzig und zurückhaltend in

seinen Sympathien und Interessen, wie das bei kleinlich und schwächlich angelegten Naturen wohl zu geschehen pflegt, denen es Angst ist, ihren Schatz zu hüten, weil sie bei jeder fremdartigen Einwirkung das innere Gleichgewicht zu verlieren fürchten.

Nachdem in der Husumer Schule der Grund zu einer gelehrten Bildung gelegt war, kam der junge Theodor 1835 auf das Katharineum zu Lübeck; 1837—1843 studirte er Jurisprudenz in Kiel, Berlin und wieder in Kiel, wo er sein Examen absolvirte. Darauf trat er als Advokat in Husum auf und erlangte natürlich bald eine ansehnliche Praxis. Im Herbst 1847 vermählte er sich mit der schönen gemüthvollen Konstanze Esmarch aus Segeberg, die ihm in höchst glücklicher Ehe drei Söhne und zwei Töchter schenkte. Ein unbewölkter Sonntag war das Leben des Beneidenswerthen, bis die Reaktionszeit, welche auf die Erhebung von 1848 folgte, auch ihn die äußere Noth des Daseins ein wenig empfinden ließ. Zu ehrentreu, sich vor dem siegenden Unrecht zu beugen, wie er es doch hätte thun müssen, um seine Lebensstellung unter dem zurückkehrenden dänischen Regiment zu behaupten, verließ er 1853 die Heimath, an welcher seine Sehnsucht mit der ganzen Innigkeit des Nordfriesen festhielt. Er trat in preußische Dienste, zunächst als Assessor in Potsdam, dann als Kreisrichter in Heiligenstadt. Natürlich weckte die Verwickelung des Jahres 1863 seine gespannteste Erwartung. In flammenden Worten verlangte er ein Einschreiten Deutschlands in den Herzogthümern, ohne der Hoffnung Raum zu geben, daß die Großmächte, seiner Forderung entsprechend, energisch auftreten würden. Er irrte sich, wie fast die ganze Nation. Sie traten doch energisch auf, Schleswig-Holstein wurde von den Dänen befreit. Storm mußte also nun wohl von ganzem Herzen aufjauchzen, weil die Hoffnung langer Jahre sich endlich „so herrlich erfüllt“ hatte? Er that es nicht. Statt eines solchen Jubelliedes findet sich bei ihm die kurze vielsagende Strofe:

Nun ist geworden, was du wolltest;
Warum denn schweigest du jetzund?
Erzählen mag es die Geschichte,.
Doch keines Dichters froher Mund.

Ehre dem Manne, der sich von der deutschen Modekrankheit, der Selbstverfälschung, rein gehalten hat!

Der Abzug der Dänen brachte Storm die Rückkehr in die Heimath. Er wurde noch 1864 Landvoigt des Amtes Husum, ein Jahrzehnt später Oberamtsrichter in Husum. Im Jahre 1880 quittirte er den Staatsdienst und zog sich nach Hademarschen, im westlichen Holstein, zurück, wo er seitdem ein den Musen gewidmetes Stillleben führt. Die preußische Regierung hat ihm in entsprechender Weise ihre Anerkennung ausgedrückt durch Verleihung des rothen Adler-Ordens vierter Klasse.

Während seines letzten, 16jährigen Aufenthaltes in Husum hatte er nicht nur beide Eltern verloren, sondern auch, am 20. Mai 1865, seine Frau. Die ergreifenden Lieder „Tiefe Schatten" zeigen, neben einigen ähnlichen, wie hart ihn dieser Schlag getroffen. Da heißt es:

Weiter und weiter
Schlepp' ich mich fort;
Von Tag zu Tag,
Von Mond zu Mond,
Von Jahr zu Jahr;
Bis daß ich endlich,
Erschöpft an Leben und Hoffnung,
Werd' hinstürzen am Weg,
Und die alte ewige Nacht
Mich begräbt barmherzig,
Sammt allen Träumen der Sehnsucht.

Ein freundliches Geschick und die eigene tüchtige Natur ersparten es dem Dichter, in dieser Gefangenschaft des Schmerzes hinzusterben. An einer zweiten Gattin, Frau Dorothea geb.

Jensen, fand er eine holde Erlöserin, die ihn zur Welt der Lebensfreude zurückführte. Doch bleibt eine starke Nachwirkung des Schwersten, was er erlebt hat, in seinen Werken kenntlich. Seit dem Tode Frau Konstanzens vollzieht sich seine Wandlung vom Stimmungsmaler zum Karakterzeichner und Kampfschilderer — wobei natürlich die alte Kunstweise nicht preisgegeben, sondern nur in die zweite Linie zurückgeschoben wird. Was Hauptsache war, wird Hülfsmittel für Größeres.

Schlicht und einfach, wie des Dichters Lebensgang, ist auch seine Dichtung. Bei aller Fülle und Mannigfaltigkeit des behandelten Stoffes findet sich von Anfang bis zu Ende dieselbe Methode in der Behandlung, dieselbe Grundstimmung in der Auffassung. Wohl bemerkt man eine Steigerung der Kunstweise und der Kunstleistung, bekundet namentlich durch Bewältigung schwererer Aufgaben in der späteren Zeit, aber nirgendwo eine Krisis in der dichterischen Entwickelung, nirgendwo ein Experimentiren auf fremden Bahnen. Wie ein Sohn der Antike wandelt Storm von Anfang bis zu Ende mit ruhiger Klarheit die ihm bestimmten, ihm eigenthümlichen Pfade, ohne mit modernem Industrialismus rechts oder links zu blicken nach dem, was ihm nicht „gemäß“ ist.

Storm's Kunstübung ist eine doppelte, er ist Lyriker und Novellist. Seine lyrische Muse besuchte ihn schon in der Husumer Schülerzeit. Beim Verlassen der Universität gab er mit seinen Studienfreunden Theodor und Tycho Mommsen zusammen ein „Liederbuch dreier Freunde“ heraus. Auf Veranlassung Tycho's ist später der unverkaufte Rest der Auflage eingestampft worden. Storm hat einen großen Theil seiner Beiträge dann in seine „Gedichte“ (zuerst erschienen 1852) aufgenommen. Es sind anmuthige kleine Blumen, voll Wohllaut und Zierlichkeit, doch fast alle noch ohne den Vollgehalt tiefer Empfindung, wie wir ihn so oft in den reiferen Liedern Storm's treffen. Von diesen, von der Lyrik des erstarkten Dichters, kann man, wie von

aller wirklich originalen Kunst, ganz unmöglich eine Beschreibung geben. Man muß die Leser bitten, die Gedichte selbst durchzukosten, aber in ruhiger, sonntäglicher Stimmung, wenn die Hetze des Alltagstreibens schweigt, wenn nicht flüchtiges Naschen, sondern sinniges Verweilen am Platze ist und das Ohr empfänglich wird für feine zarte Silberklänge. Wer so mit stiller Seele an diese Lieder herantritt, der kann auf die stärkste Wirkung gefaßt sein. Schreiber dieser Zeilen ist Einer, der das an sich erfahren hat. Noch wußte ich nichts von Storm, als ich, damals achtzehn Jahre alt, das Lied kennen lernte:

Hier an der Bergeshalde
Verstummet ganz der Wind;
Die Zweige hängen nieder,
Darunter sitzt das Kind.

Sie sitzt im Thymiane,
Sie sitzt in lauter Duft;
Die blauen Fliegen summen
Und blitzen durch die Luft.

Es steht der Wald so schweigend,
Sie schaut so klug darein;
Um ihre braunen Locken
Hinfließt der Sonnenschein.

Der Kukuk lacht von ferne,
Es geht mir durch den Sinn:
Sie hat die goldnen Augen
Der Waldeskönigin.

Aber was ist das? So fragte ich mich. — Ist die Welt wirklich so schön? Und mein ganzes Herz antwortete jauchzend: Ja, sie ist so schön, ist so schön, und wird so schön beherrscht von ihrer klugen schweigsamen Waldeskönigin! Die Welt war mir wirklich eine andere geworden, nicht für einen Moment flüchtiger Rührung, sondern für immer. Im Kleinen hatte ich einen Erweis jener höchsten Kunstwirkung erfahren, die Firdusi — nicht so ruhmredig, wie es den Anschein hat — im Hinblick auf sein eigen Werk in die Worte faßt: „Ich habe, der dies Buch hervorgebracht, die Welt dadurch zum Paradies gemacht.“ Das soll die Kunst wirklich leisten: sie soll Dem, der sie genießt, wirklich die ganze Welt dauernd zu einer schöneren, lebendigeren, beglückenderen — wenn auch dabei schmerzenreicheren — umwandeln. Mit andern Worten: Sie soll unsern Sinn

für die Wirklichkeit steigern, uns damit auf unserm Entwickelungsgange vom Wurm zum Gott ganz direkt und unmittelbar einen Schritt weiter bringen. Das leistet Storm's Lyrik auf dem Gebiete, das sie beherrscht, mit Vollendung, und darum gehört sie zu dem, was als klassisch anerkannt werden muß, so lange es eine deutsche Literatur giebt.

Zwei Gegenstände sind es vornehmlich, denen sich diese Lyrik zuwendet: Die stille Schönheit unserer gewöhnlichen alltäglichen Naturumgebung mit norddeutschem Wetter und norddeutscher Landschaft — Wald, Haide, Marsch, Meeresküste; und die ebenfalls stille und alltägliche Schönheit des einfachen gesunden Familienlebens, auf dem die Kraft unseres Volkes nicht minder beruht, als auf der wohlthätigen Natur unseres Vaterlandes. Für jene Naturlyrik haben wir ein Beispiel gegeben; von den Liedern, welche die normalen, alltäglichen und doch über alle Trivialität immer erhabenen Beziehungen des Menschen zum Menschen darstellen, diene folgendes als Probe:

O bleibe treu den Todten,
Die lebend du betrübt;
O bleibe treu den Todten,
Die lebend dich geliebt!

Sie starben; doch sie blieben
Auf Erden wesenlos,
Bis allen ihren Lieben
Der Tod die Augen schloß.

Indessen du dich herzlich
In Lebenslust versenkst,
Wie sehnen sie sich schmerzlich,
Daß ihrer du gedenkst!

Sie nahen dir in Liebe,
Allein du fühlst es nicht,
Sie schau'n dich an so trübe:
Du aber siehst es nicht.

Die Brücke ist zerfallen;
Nun mühen sie sich bang,
Ein Liebeswort zu lallen,
Das nie hinüber drang.

In ihrem Schattenleben
Quält Eins sie gar zu sehr:
Ihr Herz will dir vergeben,
Ihr Mund vermag's nicht mehr.

O bleibe treu den Todten,
Die lebend du betrübt,
O bleibe treu den Todten,
Die lebend dich geliebt.

Der schwermüthige Zug, welcher diesem Gedichte eigen ist, karakterisirt den überwiegend größeren Theil der Storm'schen Dichtungen und beherrscht namentlich die Mehrzahl seiner Novellen. Eine Uebersicht derselben zu geben, reicht der Platz hier nicht aus. Es sind, in den schon bezeichneten 40 Jahren, nicht weniger als vierundfünfzig größere und kleinere Stücke erschienen. Keines derselben hat einen so starken Erfolg gehabt, wie die 1849 gedichtete traurige Liebesgeschichte „Immensee", welche recht eigentlich den Ruhm Storm's begründete, und von der in den 36 Jahren seit ihrem ersten selbständigem Erscheinen neunundzwanzig Auflagen vom Publikum — man darf wohl sagen: verschlungen sind. Und dieser Erfolg ist ein durchaus erfreulicher, denn er beruht auf einer richtigen Empfindung der Lesewelt für den eigenartigen Schönheitszauber, von dem das mitgetheilte Waldlied — ein lyrisches Glied am zarten Leibe dieser Novelle — bereits eine Vorstellung giebt. Dennoch hat „Immensee" auch seine bedenkliche Seite. Das Liebespaar wird getrennt, weil Sie auf Zureden der Mutter einem Anderen Gehör giebt, während Er wegen seiner Studien abwesend ist. Eine spätere Begegnung dient nur dazu, die alten Wunden wieder aufbrechen zu lassen. Schließlich erblicken wir Ihn als einsamen alten Mann, der im stillen Dämmerstündchen den bittern Honig der Wehmuth aus den Erinnerungen seiner Jugend saugt — bis die Haushälterin die Lampe bringt, welche Ihn zu fernerer Arbeit ruft. Verloren das Glück des ganzen Lebens! Der gesammte Zauber des Buches wirkt dahin, uns diese gar nicht zum Wortausdruck kommende Klage recht schmerzhaft zur Empfindung zu bringen. Aber warum ist es verloren? War Er nicht Mannes genug, sich ein neues Glück zu schaffen? Storm hat die Unabweisbarkeit dieser Frage selbst gefühlt, und deshalb bei der ersten Fassung ein Kapitel eingelegt, nach welchem der Verlassene ein neues Leben anfängt, eine Familie begründet u. s. w. Aber

Todesfälle machen dies neue Leben zu einer Episode, und der völlig Verwaiste wird gleichsam gezwungen, an der Gespensterliebe aus der Jugendzeit festzuhalten. Daß dies kein künstlerischer Ausweg, sondern eine prosaische Entschuldigung war, liegt auf der Hand. Storm hat das betreffende Kapitel deshalb auch schon in der ersten Separat-Ausgabe wieder getilgt. Dasselbe würde übrigens, selbst wenn es seine Aufgabe technisch befriedigend gelöst hätte, doch nicht genügen, um den unglücklichen Liebhaber in „Immensee" vor dem Vorwurf einer Schwäche zu schützen, welche die Antheilnahme an ihm bedeutend herabstimmt. „Geschieht dem Reinhardt ganz recht; warum hat er nicht ordentlich geschrieben!" So lautete das etwas nüchtern klingende, aber im Grunde doch ganz treffende Urtheil einer jungen Braut, eines durch und durch gesunden, über alle Sentimentalität erhabenen Naturkindes, der ich einst die berühmte Novelle vorlas. Ein passiver, unmännlicher Zug haftet dem Unglücklichen allerdings an. War er ein rechter Mann, so mußte er Elisabeth so weit stählen, daß sie ihm treu blieb, oder die Liebe zu ihr konnte nicht das Verhängniß seines Lebens werden. Will man dem entsprechend sein trauriges Schicksal als poetische Gerechtigkeit auffassen, so ist dabei nur zu beklagen, daß es der Dichtung an einem deutlichen Ausdruck für diese Seite der Sache völlig fehlt. Nicht als Konsequenz seiner Schuld, sondern als einfaches Unglück wird Reinhardt's Schicksal dargestellt, während der Leser ihn doch nicht freisprechen kann. Wie sehr man auch Storm verehren mag, man kommt nicht darum herum, hier einen Mangel — sagen wir es gerade heraus, einen ungesunden Zug — erkennen zu müssen, der auch sonst, und zwar stets mit demselben Grundton, bei ihm begegnet.

Dieser so heitere, lebensfrohe Dichter hat, wie jeder rechte Künstler, eine sehr tiefe Empfindung für den Schmerz des Daseins. Er weiß, daß er ihn fassen und seiner Welt des Schönen einordnen soll. Tapfer geht er dem Drachen immer wieder und

wieder zu Leibe; er beschwichtigt ihn mit den süßesten Klängen von Sonnenschein und Erdenlust, aber er macht ihn sich nicht unterthan, er lullt ihn nur ein. Wacht der Drache wieder auf, so steht der Dichter rathlos ihm gegenüber. Da ihm eine andere Waffe fehlt, greift er zur Leier, und seine Hülflosigkeit vor dem Schrecklichen wird ihm ohne Weiteres selbst zum Gegenstande des künstlerischen Empfindens und Gestaltens. Der Schmerz kommt zum erschütternd wahren Ausdruck, aber es fehlt die Schmerzüberwindung. Durch die Feinheit der angewandten Kunstmittel bleibt freilich alle Ausartung in's Widerwärtige ausgeschlossen; fast immer kommt nur die vornehme Art der Schmerzempfindung, die Wehmuth, zur Herrschaft; diese dafür aber auch oft als Tyrannin. Dem entspricht es, daß die Männer, sie, denen doch eigentlich das Amt der Schmerzüberwindung zukommt, bei Storm gar leicht in's Weiche und Kraftlose verfallen, wie schon der Reinhardt in „Immensee". Am schlimmsten tritt der so begründete Fehler wohl in der Novellette „Posthuma" hervor. Die bezeichnete Wurzel aber des Uebels zeigt sich uns ganz besonders grell beleuchtet in dem geradezu schrecklichen, und doch so meisterhaften Gedichte:

„Geh nicht hinein".

Im Flügel oben, hinterm Korridor,
Wo es so jählings einsam worden ist —
Nicht in dem ersten Zimmer, wo man sonst
Ihn finden mochte, in die blasse Hand
Das junge Haupt gestützt, die Augen träumend
Entlang den Wänden streifend, wo im Laub
Von Tropenpflanzen ausgebälgt Gethier
Die Flügel spreizte und die Tatzen reckte,
Halb Wunder noch, halb Wissensräthsel ihm —
Nicht dort, der Stuhl ist leer, die Pflanzen lassen
Verdürstend ihre schönen Blätter hängen;
Staub sinkt herab; — nein, nebenan die Thür,
In jenem hohen dämm'rigen Gemach —
Beklomme Schwüle ist d'rin eingeschlossen —

Dort hinterm Wandschirm auf dem Bette liegt
Etwas — geh nicht hinein! Es schaut dich fremd
Und furchtbar an.

Vor wenig Stunden noch
Auf jenem Kissen lag sein blondes Haupt;
Zwar bleich von Qualen, denn des Lebens Fäden
Zerrissen jäh; doch seine Augen sprachen
Noch zärtlich, und mitunter lächelt' er,
Als säh' er noch in goldne Erdenferne.
Da plötzlich losch es aus; er wußt' es plötzlich —
Und ein Entsetzen schrie aus seiner Brust,
Daß rathlos Mitleid, die am Lager saßen,
In Stein verwandelte — er lag am Abgrund;
Bodenlos, ganz ohne Boden. — „Hilf!
Ach Vater, lieber Vater!" Taumelnd schlug
Er um sich mit den Armen; ziellos griffen
In leere Luft die Hände; noch ein Schrei —
Und dann verschwand er.

Dort, wo er gelegen,
Dort hinterm Wandschirm, stumm und einsam liegt
Jetzt Etwas; bleib', geh nicht hinein! Es schaut
Dich fremd und furchtbar an; für viele Tage
Kannst du nicht leben, wenn du es erblickst.
„Und weiter — du, der du ihn liebtest — hast
Nichts weiter du zu sagen?" — Weiter nichts.

Bewunderung im höchsten Grade verdient der Dichter, der das Bild des Todes in so schonungsloser Wahrheit uns vor die Sinne bringt — hier allerdings die Wehmuth völlig durch das grimmigste Entsetzen erstickend. Als Episode zwischen Dichtungen, welche über dies trostlose „Weiter nichts" hinausführten, wäre das Stimmungsbild „Geh nicht hinein" eine wahre Perle. Leider jedoch klingt dieser Ton absoluten Verzagens gegenüber dem dunklen Hintergrunde unseres Lebens bald hier, bald dort wieder hervor, ohne daß sich die erforderliche ästhetische Sühnung einstellte, und verschuldet so, als ungebundenes Element in der

Grundstimmung des Dichters, den bezeichneten Mangel bei vielen seiner Karaktere. Die Schuld dieser Störung des rein Schönen trägt wohl ein Denkfehler. In den Gedichten nach dem Tode seiner ersten Frau sucht er Trost, und verfällt dabei — es liegt ja so nahe, obgleich es schon ein Fehlgriff im Anfassen der Schwierigkeit ist — auf die Frage nach „Unsterblichkeit". Aber er weist diesen Trost strenge zurück:

Unerbittliches Licht dringt ein;
Und vor mir dehnt es sich
Oede, voll Entsetzen der Einsamkeit;
Dort in der Ferne ahn' ich den Abgrund,
Darin das Nichts.

Das Nichts? Wie kommt ein Mensch mit so wachen Sinnen für das Etwas dazu, an ein „Nichts" zu glauben? Der einzige Glaube, unter all den Tausenden von Credo's, die je in Menschenhirnen gewaltet haben, der wirklich annähernd ganz falsch ist — freilich auch nur annähernd, denn an etwas ganz und gar Falsches läßt sich eben — so zu sagen aus psycho-technischen Gründen — gar nicht glauben, und auch dem Glauben an Nichts liegt ein gewisses richtiges Wahrnehmen, ein Gefühl für die absolute Unbarmherzigkeit der äußeren Natur, zu Grunde. Aber ein Nichts ist auch diese Unbarmherzigkeit nicht, sondern — wie Alles in seinem Kerne — doch nur ein Wille, von keiner schlechteren oder besseren Sorte als der ihm entgegen stehende Wille in uns selbst. Im Kampfe dieser beiden Willen kommt es nicht darauf an, ob die ungeheure stoffliche Masse der Welt, wie ein Granitfels eine Schneeflocke, die kleine stoffliche Masse erdrückt, welche zufällig jetzt und hier diesem unserem menschlichen Willen gehorcht, sondern einzig darauf, ob der hier und so zu Tage tretende, niemals in diese Person aufgehende Lebewille aus eben so ewigem Urquell emporsteigt, wie der brutale Weltwille ihm gegenüber. Des Dichters heiteres Wort: „Ein rechtes Herz ist gar nicht

unzubringen" hat ebenso gut seine philosophische Bedeutung wie seine humoristische. Dies „rechte Herz" schlägt eben in uns Allen und ist im Grunde gar nichts Anderes als die Wirklichkeit von uns selbst, die sich nur in einem, freilich für uns unbegreiflichen, Spiele einstweilen so und so maskirt, zum Spaße auch als Nicht-Herz, als Welt, wenn Storm so will, als „Nichts". Weis't Storm den gewöhnlichen Unsterblichkeitsbegriff gelegentlich als unbefriedigend ab, so ist er damit, ohne es zu bemerken, auf dem geraden Wege zum Ewigkeitsbegriff — zum Begriffe des nicht endlos zeitlichen, sondern überzeitlichen Seins, des wachen „rechten Herzens", in dem wir Alle heimisch sind, und zu dem uns fortwährend unser tiefstes Sehnen hinzieht — ein Heimathgruß, für welchen immer offenere Sinne zu bekommen unsere Hauptaufgabe bei der ferneren Kulturarbeit sein wird, nachdem wir die unerläßlichen Vorarbeiten überwunden haben, mit denen wir uns heut zu Tage noch unter so vielen Widerwärtigkeiten abplagen müssen.

Storm wäre nicht der tiefwahre Dichter, der er wirklich ist, wenn es ihm an der Ahnung für die Ueberwindung des Schmerzes durch ein unmittelbares Empfinden des ewigen Kerns der Dinge und der Leben fehlte. Hie und da tauchen bei ihm Hindeutungen auf das geheimnißvolle Innere der Natur auf, welches diese phänomenale Bilderwelt gleichsam als bunten Schleier trägt. Tief ergreifende Züge dieser Art finden sich in einer seiner neueren Novellen, der „Chronik von Grieshus" (1884). Die Vererbung, diese Räthsellösung, welche selbst das größte Räthsel aufgiebt, zeigt sich hier wirksam in dem herrlichen Knaben Rolf, bei welchem der Liebreiz seiner Großmutter und die Energie seines Großvaters — beide lange vor seiner Geburt gestorben — vereinigt zum Leben erwachen, während doch jede äußere Ueberleitung fehlt. Das wäre allein nun nichts Besonderes — aber ein ganz unbeschreiblicher geheimnißvoller Reiz, freilich der tiefsten

Wehmuth, geht aus von dem Leben, das hier Träger der Art gewesen ist, wie wenig es auch selbst von solcher Art für sich und Andere zum Genießen aufweisen konnte — von Rolf's kränklicher Mutter Henny. Eine Frühgeburt, beraubt der Mutter sofort durch den Tod, des Vaters noch am selben Tage durch ein dunkles Etwas — eine von Allen gewußte, von Niemand ausgesprochene Schuld des Brudermordes — des gerechten Brudermordes, darf man sagen — von Anfang an einsam, bei Niemandem warme Liebe findend, auch kaum bei Einem der Umgebung nach solcher verlangend, nicht einmal bei ihrem braven guten Herrn Ehgemahl — aber Zeit Lebens beherrscht von dem einen Gedanken, dem Vater, dem nie gesehenen, dem nur als Phantasiegebilde gegenwärtigen Vater, das Erbe des alten Geschlechts würdig zu erhalten — auf dem Sterbebette ihrem Söhnchen das Scheidewort gebend: „Er wird wiederkommen! Grüß ihn von mir!" — Dieses bleiche Frauenbild, dessen ganzes Leben eine Wahnhoffnung zu sein scheint, und das mit seiner Wahnhoffnung doch schließlich Recht bekommt — denn der Vater kommt wieder, und wenn er, der Geächtete, auch das Erbe des Geschlechtes nicht antreten kann, so kann er doch den Gruß seiner Tochter empfangen und sich von der Liebe des Enkels den Lebensausgang verklären lassen — diese schweigsame, nur mit wenig kurzen Strichen gezeichnete Erbin von Grieshus, sie ist ein lebendiges Zeugniß dafür, daß der Dichter in der Inspiration des Schaffens es allerdings fühlt, wie hinter dem Vorhange, den die Beschränktheit unserer Sinne uns umhängt, ein neues weites Reich der Wirklichkeit sich entfaltet, und daß unsere Natur sich keineswegs das wunderliche Capriccio gestattet hat, gerade da selbst aufzuhören, wo auf dieser Stufe der Entwickelung, auf der wir uns „Mensch" zu nennen belieben, unser deutliches Erkennen aufhört. Schade, daß Storm in die eben zitirte, an wunderschönen Einzelheiten überreiche Novelle, wohl durch eine gewisse Unsicherheit beim

Betreten des Bodens des Räthselhaften verleitet, einen Abschluß hinein gebracht hat, welcher wie ein Spielen mit dem Aberglauben aussieht, eine tragische Wendung ohne innere Nothwendigkeit herbeiführt, und dadurch die große Wirkung des Bisherigen einigermaßen wieder abschwächt.

Einen Fall derselben Art enthält die Novelle „Aquis submersus“ (1875—1876), die Manchen als Storm's vollendetstes Werk gilt. Jedenfalls ist sie eine seiner schwungvollsten und in der Ausführung reichsten Dichtungen.*) Auch hier wirkt die Vererbung als Hauptfaktor mit, aber in einer beängstigenden, verderblichen Weise, welche an die alten Schicksalstragödien erinnert. Und auch hier spielt die gesunde Mystik hinüber in das Reich des Aberglaubens, indem der Dichter sich beugt vor der Vorstellung vom unabwendlichen Fluche des Geschlechtes, den „reine Menschlichkeit“ nicht abwendet. Mit der Wirkung des Fluches trifft freilich hier zusammen ein stichhaltiges Motiv, die Schuld der Sinnlichkeit — die finstere Kehrseite des sonst von Storm so

*) Die große dichterische Wärme, mit welcher Storm hier gearbeitet hat, macht sich auch in der gehobenen Sprache fühlbar, welche unwillkürlich hie und da rythmisch wird, gerade wie bei Goethe im „Egmont“ und in der ersten Bearbeitung der „Iphigenie“. Ein Beispiel mag hier Platz finden:

„Mitunter war's, als schaue mich
Etwas aus ihren Augen an;
(Doch wollte ich es fassen, so floh es scheu zurück;)
Und dennoch floß es durch den Pinsel
Heimlich auf die Leinewand,
So daß mir selber kaum bewußt
Ein sinnberückend Bild entstand,
Wie nie zuvor und nie nachher
(Ein solches aus meiner Hand gegangen ist).“

An solchen Stellen fleht die Muse, ihren schönsten Gaben doch nicht das ihnen gebührende Gewand der gebundenen Rede zu versagen. Goethe verstand diese Geisterstimme und schuf die „Iphigenie“ in Versen.

herrlich gefeierten Naturkultus. Man freut sich, den Dichter auch dies Thema berühren zu sehen, aber man bedauert, daß er es eben eigentlich nur berührt. Der tragische Ausgang würde nicht aus dieser Schuld herauswachsen — wie etwa in „Romeo und Julie", wo ganz dieselbe Art von Schuld vorliegt: ein Erstickwerden der Besonnenheit, des Gefühls der Verantwortlichkeit für eigenes und fremdes Gedeihen, durch Wehrlosigkeit gegenüber den Eindrücken des Moments — wenn nicht der fatale Fluch der Ahnfrau mit hineinspielte, im Grunde doch nicht mit mehr Berechtigung, als bei Müllner und Grillparzer, nur in unendlich viel geschickterer dichterischer Verhüllung. Daß der Knabe in's Wasser fällt, während seine Eltern sich wieder begegnen, ist keine Wirkung ihrer Schuld, also auch keine poetische Gerechtigkeit.

Auch die bescheidener ausgeführte, aber außerordentlich stimmungsvolle und tief empfundene Novelle „Eekenhof" (1879) zeigt uns so eine tüchtige Tradition des Gemüths im Blute, die durch Vermittelung einer Tochter — wie in „Grieshus" — auf einen neuen Geschlechtsgründer übergeht, und zwar ohne daß düstere Wahngespenster störend und zerstörend eingriffen. Man wird hier kaum zu irgend welchem Bedenken Anlaß finden, außer etwa, daß die Geburt eines Sohnes aus Herrn Hennicke's erster Ehe nach dem Berichteten physiologisch unwahrscheinlich ist.*) Im Uebrigen haben wir hier ein Meisterwerk vor uns.

Nicht ganz so auffällig, aber für ein ruhiges Verständniß eigentlich noch stärker als in den erwähnten Zügen aus dem „Eekenhof," „Aquis submersus" und „Chronik von Grieshus" zeigt sich Storm's Sinn für das der alltäglichen Wahrnehmung

---

*) Fäschenklauberei könnte noch bemerken, daß hier von „pausbackigen Engeln" auf dem Titelbilde von Henricus Müller's himmlischem Liebeskuß (Leipzig 1704) die Rede ist, während besagtes Titelbild zwar mehrere Engel zeigt, aber nur einen pausbackigen.

Entzogene in seinem immer wiederkehrenden Schwelgen in der Erinnerung. Zunächst ist es ja einfach ein novellistisches Kunstmittel, daß man, um die Erzählung lebendiger zu machen, einer betheiligt gewesenen Person selbst das Wort giebt zur Berichterstattung. Storm wendet dies Kunstmittel aber in einer Weise an, bei welcher das Sicherinnern selbst ein Stück des Reizes wird. Ein Hinauskommen über den Moment, ein Beherrschen des Gesammtlebens als eines immer Gegenwärtigen — das suchen diese im Vergangenen sich innerlich jung badenden alten Männer und alten Frauen zu gewinnen, und so genießen sie vor unseren Augen in der That ein Stückchen Ewigkeit, wie jeder Künstler es genießt, wenn er auseinander liegende Momente in eine Schau zusammenfaßt.

Zu des Dichters Lieblingssprüchen soll der schöne Vers von Bodenstedt gehören:

Und steigen auch in der Jahre Lauf,
Wenn der Tag des Lebens vollbracht ist,
Erinnerungen wie Sterne auf,
Sie zeigen doch nur, daß es Nacht ist.

Die tiefe Wehmuth dieser Worte findet sich auch in den Storm'schen Erinnerungen. Aber enthält diese Wehmuth nicht den Keim einer großen Freude? Wenn das Auge des ruhigen Beschauers zum funkelnden Sternenhimmel aufsteigt, da empfindet das Herz wohl die ungeheure Entfernung, die uns von jenen leuchtenden Welten trennt — räumlich von ihrem Dasein und virtuell von der Fähigkeit, uns anders als so in unermeßlich weitem Abstande an ihrer Herrlichkeit weiden zu können — aber es empfindet auch, je länger man emporschaut, desto kräftiger, die heilige Gewißheit, mit Dem, was da oben lebt, liebt und leuchtet, in einer ewigen göttlichen Einheit verbunden zu sein, einem Wesen, das qualitativ gerade so unergründlich ist wie quantitativ, und dessen Subjekt in Wahrheit Jeder von uns selbst ist.

Ganz vereinzelt, soweit ich sehe, steht bei Storm eine Art Vision, in der er mit vollem Bewußtsein einen über der gewöhnlichen Phänomenalität stehenden Standpunkt einnimmt, und mit Entzücken den Werth des so Gewonnenen anerkennt. Es ist früher Morgen im Sommer. Der Dichter erwacht, sieht die Seinen neben sich schlummern, fühlt sich selbst aber plötzlich wie von dem Auge des Todes angeblickt. Er scheint sich der Erde zu entschweben, und sieht das Getümmel und Geringe tief unter sich als einen großen lockenden Kampfplatz. Da kehrt Verlangen bei ihm ein, auf diesem Kampfplatz mitzustreiten, und dieser Wunsch führt ihn in's Leben zurück. Zum Schlusse wird die Welt angeredet:

Ich fühle tief, du gönnetest nicht Allen
Dein Angesicht; sie schauen dich ja nur,
Wenn sie dir taumelnd in die Arme fallen,
Ihr Loos erfüllend gleich der Kreatur.

Mich aber laß unirren Aug's erblicken,
Wie sie, von keiner Ahnung angeweht,
Brutalen Sinn's ihr nichtig Werk beschicken,
Unkundig deiner stillen Majestät.

Es ist kein Zufall, daß eine klare Morgenfrühe ihm diese Verse gegeben hat. Die Morgenfrühe ist eine Lieblingszeit für unsern Dichter, der auch diesem, von den Poeten gewöhnlich verschlafenen Tagesabschnitt seine bedeutungsvolle Poesie abzugewinnen weiß. Man lese nur in „Immensee" nach, wie wirkungsvoll da der Frühmorgen an der Stelle erscheint, wo Reinhardt sich nun wirklich für immer von Elisabeth losreißt, und wo vor ihm aufsteigt „die weite, weite Welt". Das Frühmorgengefühl und das Gefühl des weiten Spielraumes unseres Lebens sind eben verwandte Empfindungen. Dieser „weiten, weiten Welt" ist nun unseres Dichters Lieben und Streben mit immer neuer Morgenfrische zugewandt. Mittels zahlloser Lebensbilder zeigt er uns

uns selbst in allen möglichen Verkleidungen, Jugend und Alter, Adel und Bauern, Bürger, Handwerker und Arbeiter, Ernst und Scherz, Freud und Leid — immer in deutlicher, stimmungsvoller Beleuchtung, immer so eindringlich, daß man Antheil nehmen muß, selbst wo man sich einmal sträuben sollte. Seine eigenthümliche Kunst, in der es ihm unter den Lebenden gewiß Niemand gleich thut, besteht in dem Hervorbringen der größten Wirkung durch eine Reihe kleiner, aber deutungsreicher Bilder. Der Leser wird zum stillen Mitdichten gezwungen, und eben dadurch völlig heimisch unter den Gestalten der Dichtung. Dabei treten die zwei bei der Lyrik bemerkten Züge wieder als Hauptrichtungen hervor, spielen hier aber eine noch gewichtigere Rolle als in den Liedern. Der Ausdruck des Natursinns wird, um es kurz zu sagen, zur Prophetie eines neuen wahnbefreiten schönen Heidenthums; der Ausdruck des Liebebundes von Mensch zu Mensch wird zur Ankündigung eines sozialen Evangeliums, das zwar keine den Kampf wegleiern wollende Friedensschalmei ist, aber doch als nothwendigen Ausgang des Kampfes uns Frieden und Versöhnung zeigt. Es ist schon erwähnt worden, daß der Knabe unter kleinstädtisch-patrizischen Eindrücken aufgewachsen ist, ohne dadurch seinen Sinn für das Natürliche und Volksthümliche eingebüßt zu haben. Die Versöhnung sozialer Gegensätze, welche schon hierin angedeutet liegt, durchzieht des Mannes ganzes Dichten. Bezeichnend ist gleich eine seiner ersten Novelletten: „Im Saal“ (1848). Storm zeichnet hier seine eigenen Verwandten, besonders seine gute, mütterliche Großmutter, die natürlich am Alten hängt und der jungen Welt mit leichtem Unwillen zuruft: „Wollt Ihr denn alle regieren? Was soll denn aus den Adligen werden, die zum Regieren geboren sind?“ — „Streichen, Großmutter“ — antwortet heiter der Dichter — „oder wir müssen alle Freiherren werden. Ich sehe wirklich keinen anderen Rath.“ Trotz dieser gar be-

denklichen Grundsätze wird die alte Frau mit der größten Pietät behandelt, ja, mehr als das, es zieht sich durch viele Novellen Storm's ein Gefühl lebhafter Anhänglichkeit an die Reminiszenzen der verschwundenen Gesellschaft, namentlich der Rococozeit. Aber es ist dies kein reaktionäres Gelüsten. — Storm ist weit davon entfernt, alte gesellschaftliche Zustände zurückzuwünschen — es ist das lediglich eine Bethätigung des lebhaften Familiensinnes in ihm, der ihn mit einer gewissen Sympathie auf Verhältnisse zurückblicken läßt, die unter Umständen dem Gedeihen eines glücklichen Familienlebens günstiger waren als unsere tief kulturfeindliche heutige „Gesellschaft". Von einer unwahren Verklärung jener alten Zustände ist Storm dabei himmelweit entfernt, denn in zahlreichen Variationen zeigt er uns junges frisches Leben gegen die starren Schranken und Formen jener alten Zeit ankämpfen. Stets aber muthet uns ein solches Bild aus dem vorigen und vorvorigen Jahrhundert an, als ob Storm es einem Stücke der ihn umgebenden Gegenwart nachgezeichnet hätte. Und nicht ohne Grund. Nicht Abwendung von der heutigen Welt, sondern Verständniß für dieselbe, Wiederfinden ihrer Motive in den Erlebnissen der Vergangenheit leitet ihn bei seinen Darstellungen im Rococo-Kostüm. Bald zeigt er uns das Gute der Gegenwart sich aus den Fesseln der Vergangenheit hervorringend, bald die Verödung, welche die Gegenwart so vielfach dem Gemüthsleben unseres Volkes bringt, über das absterbende Leben der Vergangenheit ihren traurigen Triumph feiernd. Gerade weil der Dichter sich in der eigenen Sphäre so traulich heimisch fühlt, weil er hier den Menschen, speziell den Kulturmenschen dieser niederdeutschen Lande, verstehen gelernt hat, weiß er denselben Menschen auch in ganz anderen Sphären zu finden, zu erkennen und zu lieben. Er trifft ja auf dieselbe Art hier wie dort, auf die so und so individualisirte niedersächsisch-friesische Volksart, die ihm auf allen seinen Gängen durch die verschiedensten Abtheilungen

unserer Gesellschaft begegnet, und die in seinen Dichtungen Hoch und Niedrig mit einem brüderlichen Bande umschlingt.

Bewegt sich die Mehrzahl seiner Novellen in den Kreisen, wo die gemeine Noth des Lebens schweigt, so weilt er doch auch bei den Armen und Zurückgedrängten mit nicht minderem Verständniß. Gleich seine erste Novellette führt uns in das Stübchen einer einsamen dürftig lebenden Alten. Mit vollendeter Kunst hat er bei Beginn seiner zweiten Periode — nach Frau Konstanzens Tode — einen sehr ähnlichen Gegenstand geschildert in „Sankt Jürgen" (1867). Das glänzendste Zeugniß aber für sein wirkliches Volksverständniß legen seine beiden Novellen von 1887 ab: „Böttjer Basch" und „Ein Doppelgänger". Die erstgenannte zeigt uns einen biedern kleinen Handwerksmeister von der aussterbenden Gattung, einen Vertreter jener Menschenklasse, deren unwiderrufliches Zugrundegehen auch so ein Stück der oben erwähnten Verödung des Volksgemüths zur Folge hat. Die andere Novelle führt uns so recht einen Menschen der Gegenwart vor, einen von der Gesellschaft ausgestoßenen Proletarier, der im Zuchthause gesessen hat, der seine Frau prügelt, sie schließlich durch einen heftigen Stoß im Jähzorn tödtet, den Todtschlag mit Nachbars Hülfe verheimlicht, zuletzt beim Kartoffelnstehlen verunglückt — kurz, einen Menschen, auf welchen eine Gesellschaft der satten zahlungsfähigen Moral — hier symbolisch repräsentirt durch eine Zichorienfabrikantenschwägerin — als auf ein „sittlich verkommenes Individuum" mit tugendhafter Verachtung herabblicken muß, der aber vor Jedem, der mit Dichters Augen in die Geheimnisse des Lebens hineinschaut, so voll ehrenhafter Männlichkeit dasteht, daß es unmöglich ist, ihn nicht zu lieben, ihn bei seinem namenlos gräßlichen Ausgange nicht auf's Innigste zu beklagen. Diese beiden Novellen sind offenbar durch einen, wenn man will, tendenziösen Gedanken verbunden. Böttjer Basch und John Glückstadt — oder Hansen, wie er eigentlich heißt — stehen hier als Repräs-

sentanten zweier Stände: Sie sollen uns den Werth und die Tüchtigkeit der sogenannten „kleinen Leute", des vom dummen Hochmuth so oft gering geschätzten gemeinen Volkes, zu Herzen führen, sollen uns veranschaulichen, auf welcher Grundfeste der Bau der Zukunft aufgeführt werden muß. Zugleich enthält der „Doppelgänger" — vielleicht unbewußt — einen schneidigen Protest gegen Zustände, die so edle Volkskraft so jammervoll zu Grunde gehen lassen. Der dunkle modervolle Brunnen, in welchem der Mann der nackten Faust mit gebrochenen Gliedern elend verhungern muß, ist ein ganz unmißverständliches Sinnbild. Vertuscht und überzuckert wird hier gar nichts. Die ganze Noth der Wirklichkeit von 1887 und 1888 schrei't aus diesem (abgesehen von der nicht ganz glücklichen Rahmenerzählung) mit klassischer Meisterschaft ausgeführten Zeitbilde uns entgegen. Aber es fehlt auch nicht die Hoffnung auf eine erlösende Wendung der Dinge. Wenn — nach der Rahmenerzählung — John's einzige Tochter an der Hand eines wackeren Forstmeisters eine neue bessere Heimath findet, und John's Bild sich in ihrem trefflichen Sohne wiederholt ohne die verderblichen Züge, die Jenem ein elendes Leben aufgenöthigt hatte, so liegt darin ausgedrückt, daß die Kluft nicht für immer bestehen soll, welche jetzt die große Majorität der Volksgenossen vom Genusse vollen reinen Menschenthums scheidet, und daß eine Beseitigung dieser traurigen Scheidung wahrhaft im Interesse Aller liegt, auch Derjenigen, die sich und ihre Kinder bis jetzt noch vor einem Herabsinken in die Regionen der Armen und Elenden gesichert wähnen — die sich noch auf den Holzzaun verlassen, der einst den Brunnen umgab, den aber die frierende Armuth in stiller Winternacht längst abgebrochen hat — um sich zu wärmen.

Mit dem Protest gegen unsere pseudo-christlichen Zustände ist Vorarbeit für ein neues, wahnbefreites Heidenthum schon gegeben, wenn auch nur negativ. Dabei aber bleibt Storm nicht

stehen. Er giebt Positives in dieser Hinsicht durch seine überall hervortretende Anleitung zu wahrhafter Naturandacht, zu einem tiefen, innigen Genießen der immer schönen und göttlichen Natur, einem Genießen, wie das unselige Produkt unserer Quasizivilisation, der moderne Philister, ein solches eben gar nicht als möglich ahnt. Plastische Göttergestalten treten nicht hervor, aber wir sehen gleichsam in das goldige und rosige Aethermeer hinein, aus dem die Aphrodite der Zukunft geboren werden soll, und wir athmen schon den Anhauch ihres werdenden Seins. In Storm's Gedichten findet man das Märchenlied von einer kindlichen Schönen, die Nachts im einsamen Hause, beim Lichte des Vollmonds, vor einem großen Spiegel mit ihrem eigenen Spiegelbilde Menuet tanzt. Kommt der Morgen, so ist sie müde und die Sonne vermag nur eine Schläferin zu küssen. Diesem sonderbaren Mädchen ähnelt Storm's Naturpoesie in einer Beziehung. Es ist noch Nacht für sie, und deshalb liebt sie jetzt das Spiel mit einem körperlosen Bilde im Mondschein. Der Morgen wird aber kommen und dann wird sie sich wecken lassen durch seine Strahlenküsse, und ihrer großen Schwester, der Dichtung der Zukunft, in's Auge blicken, ihr, die mit derben, lebendigen Sonnenkindern Umgang hat, und nicht den Mondschein bevorzugt, sondern den hohen hellen Tag.

Sehr bestimmt hat Storm den Gegensatz zwischen seiner im besten Sinne heidnischen Stellung zur Natur und dem landesüblichen Gegenbilde dazu in der Novelle „Späte Rosen" (1859) ausgedrückt. Er zeigt uns da ein musterhaftes Ehepaar, das lange Jahre in Liebe und Treue zusammen wohnt, die Kinder recht brav erzieht, so viel es weiß, in vollem Glücke lebt, und dann erst, als der Gatte bereits das vierzigste Jahr erreicht hat, bemerkt, daß ihm doch noch die Hauptsache fehlt — Das, was über die römisch rechtliche Erklärung der Ehe eben ganz und gar

hinausgeht, der rückhaltlose Kultus einer mit dem Geiste versöhnten schönen Sinnlichkeit.

In den „Späten Rosen“ ist es noch nicht zu spät. Das Paar findet noch den Weg zur Minnegrotte, wohin ihm Meister Gottfried als kundiger Geleiter dient. Mit noch weit größerer poetischer Eindringlichkeit behandelt Storm denselben Gegensatz an einem anderen Beispiele, wo die Rose leider nicht mehr zu ihrem Rechte kommt, in der „nachdenklichen Geschichte“ „Hinzelmeier“ (1850). Es ist nur eine der kleineren unter seinen Novellen, aber vielleicht die vollendetste von allen, die wirksamste von allen für den ruhigen verständnißvollen Genießer, jedenfalls eine derjenigen, in denen Storm's dichterische Art am reinsten ausgeprägt ist, und an denen auch die schärfste Kritik nichts zu tadeln finden dürfte, ein hochklassisches Stück deutscher Literatur. Die Karakterschwäche, an welcher Storm's Helden nicht selten kranken, tritt zwar auch hier auf, aber nicht als ein störendes Beiwerk, sondern als Hauptstück der Konzeption, als ästhetisch legitimer Faktor des unglücklichen Ausgangs, der hier wirklich gerechte poetische Sühnung ist. Die Hinzelmeier sind — wenn es zu sagen erlaubt ist — Storm's d. h. Leute, welche ein Anrecht auf den Rosengarten haben, weil sie ein Verständniß für ihn besitzen. Die Uebung dieses Anrechts, die Verbindung mit der für jeden Hinzelmeier im heidnischen Paradiese erblühenden Rosenjungfrau, verleiht den Glücklichen ewige Jugend. Aber einer dieser Hinzelmeier schlägt aus der Art. Schon als Knabe spielt er abwechselnd Professor oder Einsiedler — zwei Spiele, welche auf eine bedenkliche Neigung zur Philisterei und Naturfeindschaft hindeuten. Als er in's Leben hinaustritt, verfällt er auf die entsprechende Idee, „den Stein der Weisen“ zu suchen, d. h. den todten Gedanken zum Leiter und Ordner des Lebens zu erheben. Wohl erringt er auf diesem Wege einen Scheintriumph: den Teufel sprengt er zur Welt hinaus — der Verstand zerstört die

alten Formen des Wahns, die bisher das Leben hemmten — aber des Uebels Kern beseitigt er nicht. Der Teufel kehrt in anderer Gestalt in die Welt zurück, und er selbst, der arme Hinzelmeier, wird durch seine unglückliche Versessenheit auf die Steinsuche — verkörpert in dem Raben Krahirius — um die Verbindung mit der Rosenjungfrau betrogen, obgleich wiederholte Annäherung statt hat. Todtmüde bricht der Frühalte endlich auf seinem Pilgerwege zusammen, eine Schneenacht erstickt sein Leben. Als der Morgen die weiße Decke wegthauen läßt, kommt die Rosenjungfrau, vermag aber nur noch die dem Treulosen bestimmte Rose auf sein Grab zu pflanzen. Das ist das Loos dessen, der zum Priester des Schönen bestimmt war, und aus Verständigkeit und Pflichtgefühl seine Pflicht und sein Heil versäumte.

„Romantisch" nennt man diese Erzählung und Storm's ganzes Dichten, und nicht ohne Veranlassung. Die Romantiker sind seine Lehrer gewesen; oft tritt er unverkennbar in ihre Spuren. Auch hier im „Hinzelmeier" darf man wohl eine Anregung durch Andersen's „Schneekönigin" erkennen. Gleichwohl ist ein Großes bei Storm, das über die alten Romantiker hinausgeht und direkt in die Zukunft weist. Es ist der bei aller süßen Träumerei gewahrte Weltsinn, eben diese heidnische Naturverklärung und dieses demokratische Volksverständniß, von dem oben die Rede war. Das ist Naturalismus in vollem Sinne — namentlich jeder Niedersachse wird die ungemeine Wahrheit der Naturdarstellung bei ihm anerkennen — wenn auch ein ganz anderer, als der jetzt vielfach „Naturalismus", oder wohl gar „Realismus", genannte Hang, das gemeine Wirkliche in all seiner zufälligen Häßlichkeit sklavisch nachzuzeichnen. Storm's Naturalismus bildet gar keinen Gegensatz gegen den Idealismus, er weist auf die Vereinigung beider Richtungen hin, auf der das Heil unserer künftigen Dichtung beruht. Daß Storm bis in die Gegenwart hinein ständig weiter

vordringen konnte mit seinem Dichten und Schaffen, erklärt sich allein aus dem Bewußtsein des Mannes, trotz aller Anlehnung an die Vorgänger doch kein Nachzügler zu sein, sondern ein Pfadweiser. Echte Poesie steht immer, und so auch bei ihm, in innigster Beziehung zum Gesammtleben der Nation. Wird dieses gesunden, dann wird auch in unserer Dichtung sich wieder ein kräftigerer Flügelschlag regen, und dann wird Storm zu Denen gehören, welchen die neue Blüthe ihr Keimen verdankt. Er selbst hat dies Erwarten der besseren Zukunft, verbunden mit dem tiefen Schmerze, daß sie eben noch ganz Zukunft ist, schön und klar ausgesprochen in dem „Ein Epilog" (1850) bezeichneten Gedichte, das auch hier als Epilog dienen mag:

Ich hab' es mir zum Trost ersonnen
In dieser Zeit der schweren Noth,
In dieser Blüthezeit der Schufte,
In dieser Zeit von Salz und Brot:

Ich zage nicht, es muß sich wenden,
Und heiter wird die Welt erstehn,
Es kann der echte Keim des Lebens
Nicht ohne Frucht verloren gehn.

Der Klang von Frühlingsungewittern,
Von dem wir schauernd sind erwacht,
Von dem noch alle Wipfel rauschen,
Er kommt noch einmal, über Nacht.

Und durch den ganzen Himmel rollen
Wird dieser letzte Donnerschlag;
Dann wird es wirklich Frühling werden
Und hoher heller goldner Tag.

Heil allen Menschen, die es hören;
Und Heil dem Dichter, der dann lebt,
Und aus dem offnen Schacht des Lebens
Den Edelstein der Dichtung hebt.

Von **Johannes Wedde** erschienen früher:

Grüße des Werdenden. Gedichte eines demokratischen Redakteurs im neuen deutschen Reiche. Zweite, mit Erläuterungen versehene Auflage. 344 S. 8. Eleg. geb. 3 ℳ.

Das Drama vom Römischen Reiche deutscher Nation. Eine nationale Dichtung aus Barbarossa's Zeit. Zum ersten Male übersetzt. 64 S. 8. Elegant kartonirt 1 ℳ 50 ₰.

Dramaturgische Späne. Hamburgische Theaterberichte. 409 u. XXXVIII S. gr. 8. Eleg. geh. 2 ℳ, eleg. geb. 3 ℳ 50 ₰. — Brauchbar nicht nur als Quelle für einen wichtigen Theil der neuesten Theatergeschichte, sondern auch zur Einführung in die meisten wichtigen dramaturgischen Fragen der Gegenwart.

Aus den vielen günstigen Besprechungen:

Ueber Land und Meer u. A.: Dieser Kritiker ist ein scharfer Beobachter, ein gewandter Dialektiker, ein erfahrener Bühnenpraktiker. Sein Urtheil ist maßvoll und interessant.

Bern, „Der Bund": Der Verfasser geht mit Geist und Scharfsinn auf Bau, Vorzüge und Mängel der hauptsächlichsten Stücke ein und entwickelt so viel Originalität und Ursprünglichkeit, daß der Leser, auch wenn er ganz entgegengesetzte Ansichten mitbrächte, doch mit Vergnügen diesen geistreichen Untersuchungen folgt.

Breslau, „Br. Zeitung": Ein anziehend geschriebenes und praktisch eingerichtetes Buch.

Magdeburg, „Mr. Ztg.": Es mag die Bemerkung genügen, daß alle Urtheile auf gründlichster Prüfung und Erwägung beruhen und insgesammt als Muster sachgemäßer und unabhängiger Theaterkritik gelten können. Es wäre bedauerlich, wenn die Stimme des Verfassers in der nachgerade brennend gewordenen Frage der Theaterreform ungehört verhallte.

Unter der Presse:

Theophilus, Niedersächsisches Osterspiel des 15. Jahrhunderts, zum ersten Male übersetzt und mit einer erläuternden Vorrede eingeleitet von **Johannes Wedde.**

Theophilus ist der Faust des Mittelalters. Die Sage steht der Dichtung Göthe's darin näher als die eigentliche Faustsage, daß ihr Held, wie der Faust Göthe's, durch die Macht des Ewig-Weiblichen gerettet wird. Das diesen Stoff behandelnde Osterspiel ist das anerkannt bedeutendste dramatische Werk des deutschen Mittelalters, einer der wenigen Reste des ernsthaften nichtbiblischen Dramas, also der Dichtweise, aus welcher die Poesie Shakespeare's hervorgewachsen ist.

Druck von J. H. W. Dietz, Hamburg.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 032369297